

In den Ateliers der Restauratoren wird gegen die Zeit gearbeitet, weil Bewahrung ein Mittel der Identitätsstiftung ist – und eine Kernaufgabe der Museen. Jüngst publizierte die Alte Nationalgalerie, Berlin, Ergebnisse eines Mammutprojekts. Der „Mönch am Meer“ und „Die Abtei am Eichwald“, diese Bilderzwillinge von Caspar David Friedrich standen drei Jahre lang auf der Agenda des Teams um Kristina Mösl, Chefrestauratorin der Alten Nationalgalerie: „In meiner zwanzigjährigen Berufserfahrung war dieses Projekt einmalig“, sagt Mösl.

Die Berliner Arbeit ist Spitze des Eisbergs in einer Flut an notwendigen Maßnahmen, wie sie in den Museen Alltag sind. Man könnte mutmaßen, dass sich der Restauratorenberuf besonderer Wertschätzung erfreut. Das spiegelt sich im öffentlichen Interesse: Offene Ateliers sind Vorzeigekulissen in Ausstellungen und werden vom Publikum geliebt. Die „Museumsstatistik 2015“, herausgegeben vom Berliner Institut für Museumsforschung, verzeichnet auf Seite 67 eine Neugierweckende Zahl: Knapp über 45 Prozent der teilnehmenden Museen beauftragen freiberufliche Restauratoren. Lediglich 18,1 Prozent der antwortenden Häuser beschäftigen sie als Festangestellte. Das ist ein merkwürdiges Verhältnis. Sicher ist nicht jedes Kunstwerk in öffentlichem Eigentum. Aber es sind die steuerfinanzierten Museen, die das Bild des kulturellen Erbes hierzulande maßgeblich bestimmen.

Ein Sprecher der Stadt Augsburg berichtet, dass es in den Einrichtungen der Stadt zwei Vollzeitstellen und zwei halbe Stellen gibt: „Im Haus werden sehr selten Objekte wirklich restauriert. Eher werden Reinigungen,

Retuschen oder Schutzmaßnahmen durchgeführt – neben der Hauptarbeit des Protokollierens von Leihgaben.“ Die eigentlichen Arbeiten werden also extern erledigt. Was übrigens stets mit Vorgängen der Ausschreibung verbunden ist und Zeit in Anspruch nimmt.

Papierkriege statt Praxis? In der Alten Nationalgalerie in Berlin, deren Inventar rund 2000 Gemälde, 2000 Skulpturen und 500 historische Zierrahmen umfasst, ist die Situation fast vergleichbar. Es gibt eine Vollzeit- und zwei Teilzeitstellen. Aufgrund des großen Leihverkehrs werden zwischen 100 und 300 Werke etwa für den Transport geprüft. „Die Arbeit ist personell gar nicht zu leisten, und daher geben wir viel nach außen“, beschreibt Kristina Mösl die Lage, „wir könnten doppelt so viele Mitarbeiter beschäftigen.“ Der bürokratische Aufwand, das Protokollieren, Leistungsbeschreiben, Tarieren, Einschätzen, all das führt dazu, dass die Restauratoren selbst gar nicht mehr an die Staffelei kommen.

Das ist nicht in allen Häusern so. Eine Sprecherin des Germanischen Nationalmuseums, Nürnberg, berichtet: „Mit Externen arbeiten wir nur in Ausnahmefällen. Das kann beispielsweise der Fall sein, wenn ein Kunstwerk aus einem ungewöhnlichen Material besteht, mit dem niemand hier im Haus groß Erfahrungen hat.“ Und natürlich auch dann, wenn für eine Ausstellung besonders viele

Werke unter die Lupe genommen werden müssen. Die Institution besitzt zwölf Werkstätten, in denen 32 Restauratoren festangestellt sind. Das Team erweitern derzeit sieben Restauratoren mit Zeitverträgen.

Können die Nürnberger ihre Arbeit noch aus den eigenen Reihen stemmen, weisen sie dennoch auf ein schwerwiegendes Problem hin – der Beruf ist nicht geschützt: „Letztendlich kann

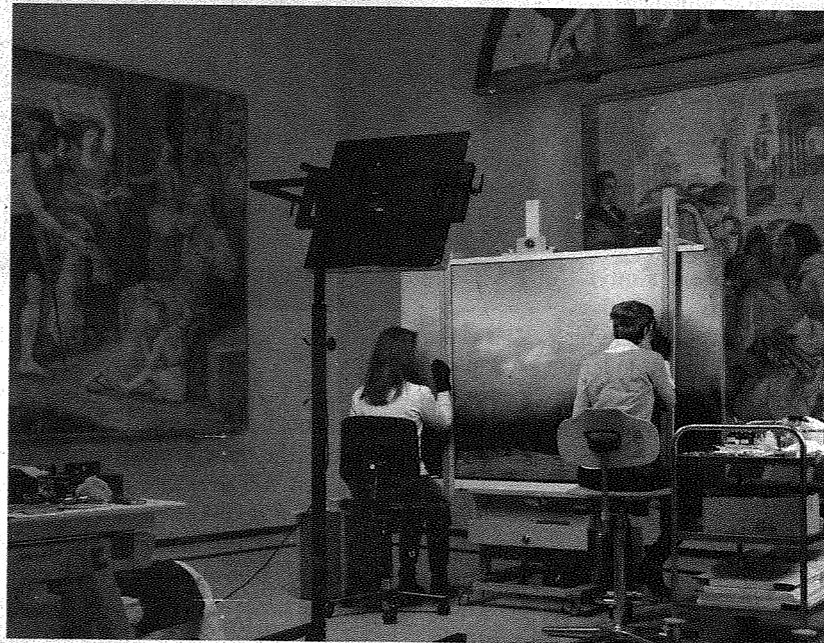
sich jeder so nennen, weshalb es für einen potenziellen Kunden schwierig ist, herauszufinden, wie qualifiziert jemand tatsächlich ist. Außerdem werden viele Restauratoren nicht gut bezahlt“, erläutert die Nürnberger Sprecherin. Der Verband der Restauratoren (VDR) vertritt derzeit 3000 Mitglieder. Davon sind zwei Drittel sogenannte „ordentliche Mitglieder“ mit hoher akademischer Qualifikation

oder langjähriger Berufserfahrung. Angestellt sind davon nur 27 Prozent. „Die restlichen 73 Prozent sind als freiberufliche Restauratoren selbstständig“, heißt es aus dem VDR. „Anhand unserer Mitgliederdaten ist nachvollziehbar, dass das Erwerbsverhältnis ‚angestellt‘ auf dem Rückzug ist. Über die letzten zwei Dekaden wurden kontinuierlich Stellen in öffentlichen Verwaltungen abgebaut.“

Offene Fragen ans System: Was ist uns also das kulturelle Erbe wert, wenn die angestellten, höchstqualifizierten Bewahrer häufig aus den Häusern gedrängt werden? Dabei geht es keinesfalls darum, die Leistungen der freiberuflichen Restauratoren, sofern sie seriös sind, infrage zu stellen. Das Interesse an der Arbeit ist groß. Altmeister-Ausstellungen, die nicht mit fundierten, naturwissenschaftlichen Erkenntnissen in Form spannender Katalogtexte aufwarten, gibt es nicht mehr. Die Zusammenarbeit zwischen Kunsthistorikern und Restauratoren ist eine Selbstverständlichkeit. Aber auch hier gilt es, genau hinzuschauen. Die Gehaltseinstufung einer Restauratorin mit handwerklicher Ausbildung und akademischem Abschluss liegt in der Regel vier Stufen unter der Einstufung eines Kunsthistorikers. Allein diese beiden Faktoren deuten darauf hin, wie nötig es ist, das öffentliche Bewusstsein für diese enorm wichtige Berufsgruppe zu wecken.

Vernachlässigte Bewahrer

Matthias Kampmann über Ungleichgewichte im Berufsbild der Restauratoren



Casa-Bartholdy-Saal in der Alten Nationalgalerie Berlin: Restaurierungsarbeiten an Caspar David Friedrichs Gemälde „Mönch am Meer“

Foto: Staatliche Museen zu Berlin, Nationalgalerie/Andres Kilger